

Fremdbestimmt durch das Gewissen

Huckleberry Finn als Herausforderung für die Philosophie und ihre Didaktik

»It is my conviction that the human race is no proper target for harsh words and bitter criticism, and that the only justifiably feeling towards it is compassion; it did not invent itself, and it had nothing to do with the planning of its weak and foolish character.« (Mark Twain)¹

I. *Huckleberry Finn*: Eine Herausforderung für die Philosophie

Obgleich der Schelmenroman *Huckleberry Finn* schon lange den Status eines Klassikers genießt, der aus den öffentlichen Bibliotheken und dem amerikanischen Schulunterricht nicht wegzudenken ist, löst der Roman mit seiner gewollten politischen und moralischen Inkorrektheit bis heute Irritationen aus. Die Gründe dafür wechselten. Schon gleich nach seinem Erscheinen wurde der Roman aus vielen Bibliotheken empört verbannt, was damals an der pikaresken Gestalt des Helden lag: Dass die Hauptperson eines Jugendromans lügt und stiehlt, galt als inakzeptabel. Die Tradition des Schelmenromans hatte sich in Nordamerika offenbar noch nicht etabliert. *Huckleberry Finn* weist in seinen mittleren Partien, wie oft bei Schelmenromanen, aber auch Züge eines Bildungsromans auf, und darauf konzentrierte sich bald eine wachsende populäre Deutung des Narrativs als einer Emanzipationsgeschichte. Das war nicht immer so. Man deutete die Floßfahrt der beiden Protagonisten als Paradigma der Entwicklung eines Jugendlichen hin zu moralischer Selbstständigkeit und Verantwortung, die mit dem Versuch beginnt, unfreien Verhältnissen zu entkommen (der Sklaverei, der Tyrannei eines brutalen Vaters, der moralischen Diktatur einer bigotten Dame), aber auch der geistigen Heteronomie. Die Hauptperson Huck wurde in diesem Zusammenhang für viele zu einer Identifikationsfigur und einem moralischen Vorbild. Freilich gab es auch skeptischere Geister, die die Erzählung als eine düstere Parabel vom zwangsläufigen Scheitern eines Selbstbefreiungsversuchs verstanden, denn schließlich gelingt es den beiden Hauptpersonen auch auf dem Floß, das sie von der sozialen Umgebung abtrennt, ja

¹ CHARLES NEIDER (Hrsg.): *The Autobiography of Mark Twain*. New York: Harper & Row 1960. S. 309.

nie, ihre »geistigen Ketten« abzuwerfen² – nie stellen sie den Wert der Werte und Sitten, nämlich die Sklaverei und die Idee der natürlichen Höherstellung der weißen Rasse über die schwarze in Frage.

Im Folgenden möchte ich mich jedoch vor allem mit einer dritten Gruppe von Interpreten befassen, nämlich den Moralphilosophen, die seit den siebziger Jahren begannen, sich an den pikaresken Elementen des Romans abzuarbeiten. In dieser Auseinandersetzung geht es nicht um die Verletzungen konventioneller moralischer Normen wie des Lügenverbots durch die Hauptperson. Vielmehr empfinden die Moralphilosophen die Gewissenskonflikte Hucks und die Art, wie er dabei zu Lösungen gelangt, bis heute als Herausforderungen mit Blick auf die Frage nach den Voraussetzungen und Kriterien des moralisch Richtigen, den Bedingungen praktischer Rationalität und nicht zuletzt dem Thema der Willensfreiheit. Im Unterschied zu vielen anderen literarischen Beispielen dient die Auseinandersetzung mit *Huckleberry Finn* nicht nur der Illustration philosophischer Positionen, sondern ihrer Erprobung und Differenzierung. Sie würde sich daher auch für die Diskussion von Grundfragen der praktischen Philosophie im Schulunterricht anbieten. Was die Moralphilosophie bis heute herausfordert, ist die von Twain meisterhaft inszenierte Diskrepanz zwischen dem von der Figur Huck irgendwie verkörperten moralischen Heldentum – immerhin erklärt er sich bereit, für seinen Freund in die Hölle zu gehen – und der scheinbaren Verletzung gängiger Standards von Rationalität und Moralität bei der Art und Weise, wie er sich für ihn entscheidet. Nach einer Auffassung, die heute nicht weniger verbreitet ist als zu Twains Zeit, unterscheidet sich der Mensch vom Tier, indem er nicht bloßen Impulsen folgt, sondern sich aufgrund vernünftiger Überlegung bewusst nach moralischen Gesichtspunkten entscheidet. Twain führt jedoch einen Helden vor, der aus der antizipierten Sicht der nichttrassistischen Leser meist ganz richtig liegt, wenn er seinen Impulsen folgt, jedoch oft falsch, wenn er gründlich nachdenkt, und vollkommen falsch, wenn er sein Gewissen befragt und das moralisch Richtige tun will. Und das, obwohl – oder weil – er sich dabei an den gängigen moralischen Standards seiner Gesellschaft und den im Religionsunterricht vermittelten Schemata orientiert, nach denen eine Gewissensbefragung abläuft.

II. Der Kontext

Um die Gewissenskonflikte und Handlungen *Huckleberry Finns* deuten zu können, müssen wir die Beschreibung, die der Autor seiner Figur in den Mund legt, vor dem Hintergrund dessen beurteilen, was wir im Buch über ihn erfahren. Twains Roman beginnt mit dem Leben Hucks und seiner Freunde und Verwandten in den Südstaaten vor dem Bürgerkrieg und endet mit der Rückkehr in eben die Gesellschaft, vor der er geflohen war. Huck wird als ein 13- oder 14-jähriger Halbweise eingeführt, der als allerunterstes Glied der Gesellschaft das Inbild eines pikaresken Helden abgibt, in dessen Abenteuern sich die Gesellschaft widerspiegelt. Von den Erwachsenen zunächst verachtet und ignoriert, wird er nach der Entdeckung eines Schatzes auch von der Gesellschaft wahrgenommen und nicht ganz freiwillig von der wohlmeinenden Witwe Douglas und ihrer aggressiv frömmelnden Schwester Watson aufgenommen und erzogen. Diese Lebensphase endet damit, dass ihn

² So die Deutung von Michael J. Sidnell in *Huck Finn and Jim: their abortive Freedom Ride*. In: *The Cambridge Quarterly*, 2/1967. S. 203–211.

sein brutaler und trunksüchtiger Vater entführt, der es auf sein Geld abgesehen hat. Huckleberry versucht zunächst, sich mit den wechselnden Verhältnissen zu arrangieren, flieht jedoch schließlich vor der lebensgefährlichen Brutalität seines alkoholkranken Vaters, indem er seinen Tod vortäuscht.

Auf der Flucht trifft Huck den ausgerissenen Sklaven Jim, der sich aus Angst, nach New Orleans verkauft zu werden und seine Familie nie wieder zu sehen, entschlossen hatte, in die freien Staaten zu fliehen. Die schwierige Lebenslage und ihre Abgeschiedenheit von der übrigen Gesellschaft auf dem Floß führen dazu, dass beide einander näherkommen, und sich anfreunden, was Anlass zu vielen pikaresken Diskussionen gibt. Dabei geht es um Konkretes wie die Frage, welche Dinge man stehlen darf, ohne dass es wirklich als Diebstahl gilt, und welche nicht. Nie denken sie hingegen über die Sklaverei als solche nach. Der Gedanke, die Fluchthilfe könne moralisch entschuldbar oder gar geboten sein, weil die Sklaverei ein viel schlimmeres moralisches Übel als ein Diebstahl darstellt, ist offenbar für keinen von beiden fassbar. Das ist im narrativen Kontext plausibel, schließlich ist die Sklaverei in Hucks Gesellschaft ein integraler und unbefragter Teil der Lebensform. Auch Jim stellt dies nie in Frage; nur die pure Verzweiflung hat ihn zur Flucht getrieben.

Auch wenn Huck, der Erzähler, darüber zunächst nicht reflektiert, kann die Leserin aus vielen Details erschließen, dass sich seine Einstellung gegenüber Jim während der gemeinsamen Reise und der Gespräche verändert: Während er ihn in verschiedenen Episoden zu Beginn der Abenteuer als einen »Nigger« wahrzunehmen scheint, ein nettes, aber etwas tumbes Geschöpf, das sich vor allem dazu eignet, ihm Streiche zu spielen, wird Jim für ihn zunehmend zu einem zugewandten und fürsorglichen Freund, der Respekt verdient.³ Gleichzeitig meldet sich jedoch das ihm spät von den Witwen Douglas und Watson anerzogene Gewissen: Ihn überkommen immer wieder heftige Gewissensbisse. Schließlich leistet er Jim durch seine Beihilfe zur Flucht *de facto* Beihilfe zum Diebstahl eines recht wertvollen Sklaven – Jim ist 800 Dollar wert, worauf er selbst stolz ist – und tut damit dessen Besitzerin ein schweres Unrecht an. Twain lässt Huck nun auf komische Weise berichten, wie er immer wieder hin und hergerissen ist zwischen seinem Wunsch, Jim zu helfen, und seiner Überzeugung, dass dies Unrecht ist. Huck entscheidet den Konflikt letztlich zugunsten seines Freundes, hält diese Entscheidung aber für moralisch falsch und führt sie auf seinen schlechten Charakter zurück. Die Konsequenzen werden ihm jedoch erspart, weil sich am Ende herausstellt, dass Jim mittlerweile aufgrund einer testamentarischen Verfügung ohnehin rechtlich frei ist.

Der Witz der Erzählung – d. h. sowohl ihre komischen Qualitäten als auch ihre analytische Tiefenschärfe – hängt mit ihrer epistemischen Komplexität zusammen. Zwar wird die Geschichte aus der Perspektive eines ungebildeten 13- oder 14-jährigen erzählt. Das bedeutet jedoch nicht, dass der Leserin sich die Welt so darstellt, wie sie der Held der Geschichte, Huck, sieht. Einerseits nimmt sie die von Huck dargestellten Verhältnisse zwangsläufig anders wahr als Huck, denn Twain schrieb nach dem Bürgerkrieg und für ein gebildetes Bürgertum, das andere moralische und politische Überzeugungen pflegte als die dargestellten Personen. Andererseits ist Huck selbst eine gespaltene Person, der es nicht gelingt, die moralischen Ideen, denen sie glaubt folgen zu sollen, und ihr erfahrungsgestütztes Verständnis der Menschen und der Welt in Einklang zu bringen. Da Huck aber keine an-

³ Vgl. ihre Auseinandersetzung im Kapitel 15.

dere Begrifflichkeit als die der Welt, der er entflohen ist, zur Verfügung steht, muss die Leserin seine Weltwahrnehmung ebenso sehr aus dem erschließen, was er aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen und seines Charakters fühlt, aber mangels intellektueller Übung nicht explizieren oder gar begründen kann, als aus dem, was er glaubt für richtig halten zu sollen, ohne dass er sagen könnte, warum.

III. Die Stimme des Gewissens

Die Gewissensbisse und moralischen Analysen Hucks drehen sich ausschließlich um das Unrecht, einen Sklaven bei seiner Flucht zu unterstützen. So heißt es im Kapitel 16:

»Jim sagte, ihn mache es ganz zittrig und fiebrig, der Freiheit so nah zu sein. Tja, ich kann euch sagen, mich machte es auch ganz zittrig und fiebrig, ihn so zu hören, denn mir wurde nun langsam klar, dass er schon fast frei war – und wer war schuld daran? Ich ganz allein. Ich wurde mein schlechtes Gewissen nicht mehr los, da konnte ich anstellen, was ich wollte [...] Es war mir bisher nicht bewusst gewesen, was ich hier eigentlich tat. Aber jetzt kam es mir, setzte sich in mir fest und bohrte sich immer tiefer rein.«⁴

So wie sich Huck hier seine Gefühle darstellen, fühlt er sich schuldig gegenüber der Eigentümerin Jims. Er betrachtet jetzt plötzlich die gemeinsame Reise unter einem moralischen Gesichtspunkt – dem Gesichtspunkt »des Richtigen und Guten«, wie er es nennt. Das nimmt er zum Anlass, nachzudenken und das Für und Wider seiner moralischen Mitverantwortung bei diesem Diebstahl abzuwägen. Dabei scheint er nicht den geringsten Zweifel zu hegen, dass es moralisch geboten ist, Jim auszuliefern. Diese vermeintliche Klarheit, Deutlichkeit, Begründbarkeit und Gewissheit der konventionellen moralischen Einsicht führt uns Twain auch in den folgenden Episoden immer wieder vor: Klarheit, Deutlichkeit und Gewissheit erscheinen als charakteristische epistemische Eigenschaften des konventionellen Urteils im Kontrast zu der anfänglichen Undeutlichkeit und bis zum Schluss mangelnden Begründbarkeit von Hucks nichtkonventioneller Wahrnehmung und Reflexion.

Hucks Gewissensbisse, das zeigt der folgende Bericht, verändern aber auch seine Wahrnehmung und seine Gefühle. So findet bei ihm in dem Moment, als er Jim davon sprechen hört, dass er seine Kinder freikaufen oder notfalls stehlen lassen will, ein Gestaltwechsel in der Wahrnehmung Jims statt, der unmittelbar dazu führt, dass er Jim nicht mehr als den wahrnimmt, den er aus Erfahrung kennt, sondern als einen allgemeinen Personentypus. Plötzlich nimmt er Jim als den prototypischen »Neger« wahr, dem alles zuzutrauen ist, der nur auf seinen Vorteil aus ist und nicht einmal davor zurückschreckt, seine Kinder zu stehlen.

»Ich wurde ganz starr, wenn ich das hörte ... Das war genau wie in dem alten Spruch: ‚Gibst du ’nem Nigger den kleinen Finger, nimmt er die ganze Hand.‘ Ich dachte mir, das kommt davon, wenn man nicht nachdenkt. Hier stand dieser Nigger, dem ich eigentlich zur Flucht verholfen

⁴ Aus MARK TWAIN: *Tom Sawyer & Huckleberry Finn*, Kapitel 16. Übers. von Andreas Nohl. München: Hanser 2010. S. 366.

hatte, und sagte rundheraus, er würde seine Kinder stehlen – Kinder die einem Mann gehörten, den ich nicht mal kannte, einem Mann, der mir nie was Böses getan hatte ... Tiefer konnte er nicht sinken.«⁵

Dass er Jim jetzt unpersönlich als jemanden wahrnimmt, der eine Straftat plant, blockiert seine Empathie und ermöglicht es ihm, sich für das »Richtige« zu entscheiden, nämlich ihn auszuliefern. Als er unter dem Vorwand wegrudert auszukundschaften, ob sie schon den gesuchten Ort erreicht haben, verabschiedet ihn Jim voll Rührung und Enthusiasmus, bezeichnet ihn als seinen besten und einzigen Freund, den einzigen weißen Freund, auf dessen Versprechen er sich je verlassen konnte. Als Huck dann auf einige Männer stößt, die nach entlaufenen Sklaven suchen und ihn fragen, ob ein Weißer oder Schwarzer auf dem Floß ist, muss er jedoch feststellen, dass er plötzlich außerstande ist, seinen gerade erst gefassten Plan auszuführen:

»Ich versuchte es ein oder zwei Sekunden lang, mich zusammenzureißen und raus damit, aber ich war nicht Manns genug – hatte nicht so viel Mut wie ein Hase. Ich spürte, dass ich's nicht schaffte. Also gab ich's auf.«⁶

Da er keinen Zweifel daran hat, dass er moralisch dazu verpflichtet ist, Jim zu melden, ist es durchaus konsequent, dass Huck sein eigenes Verhalten nur als *Mutlosigkeit* interpretiert, also als Unfähigkeit, aus Angst vor den psychischen Folgekosten das Richtige zu tun, obwohl er es besser weiß. Sein Bericht über die anschließende Entwicklung zeigt der Leserin jedoch, dass er alles andere als gelähmt ist. Denn Huck verhindert Jims Entdeckung nicht durch bloßes Schweigen, sondern wird angesichts der Entschlossenheit der Männer, selbst auf dem Floß nachzuschauen, aktiv und kreativ. So behauptet er nicht nur, ein Weißer sei auf dem Floß, sondern verhindert auch durch eine ausgeklügelte Lügengeschichte und seine durchtriebene Schauspielerei, dass seine Behauptung überprüft und Jim entdeckt wird; schließlich rudern die Männer weg, nicht ohne aus Mitleid und schlechtem Gewissen eine beträchtliche Summe Geldes zu hinterlassen, weil Huck sie hat glauben lassen, auf dem Floß befände sich sein an den Pocken erkrankter Vater.

Als sich später sein Gewissen wieder meldet, stellt er ein Gedankenexperiment an. Hier spricht jedoch nicht mehr die Stimme des Gewissens, die die Leserin auf die Erziehung durch die fromme oder frömmelnde Witwe Watson zurückführen kann, sondern die Bauernschläue des Schelms, der sich primär an seinen eigenen Lüsten und Launen orientiert. Huck fragt sich nun nämlich, wie er sich jetzt fühlen würde, wenn er der Stimme seines Gewissens gefolgt wäre und Jim ausgeliefert hätte, und gelangt zu einem typisch pikaresken Schluss:

»[...] angenommen, du hättest recht gehandelt und Jim verraten, würdest du dich dann besser fühlen als jetzt? Nein, dachte ich, ich würde mich schlecht fühlen – ich würde mich genauso fühlen wie jetzt. Naja, dachte ich, was hat es für einen Sinn, zu lernen, das Rechte zu tun, wenn es Mühe macht, und es keine Mühe macht, das Unrechte zu tun, und am Ende kommt es auf das Gleiche raus? Hier kam ich nicht weiter. Ich fand keine

⁵ Ebd. S. 367f.

⁶ Ebd. S. 369.

Antwort. Also, dachte ich, ich zerbrech mir nicht mehr den Kopf darüber, sondern ich mach ab jetzt immer das, was gerade am besten taugt (*which ever come handiest at the time*).«⁷

Das konsequentialistische Gedankenexperiment des Schelms führt also schon an dieser Stelle dazu, dass er seinem Gewissen die Autorität aberkennt.⁸ Aber Huck bleibt eine gespaltene Person – er kann seine Gewissensbisse lange Zeit nicht abschütteln. Erst im Kapitel 31 findet eine Überlegung statt, in der er sich endgültig vom dem Wunsch zu lösen scheint, das moralisch Richtige zu tun, und in der Doppelrolle als Schelm und Held die Konsequenz auf sich nimmt, dass er dann wohl in die Hölle kommen wird. Huck erwägt zunächst, dass es unangenehme Konsequenzen für ihn haben könnte, wenn er Jim zu einem so späten Zeitpunkt anzeigt und sich damit auch als Fluchthelfer zu erkennen gibt. Und dann wird ihm »klar« – wieder tritt das Gewissen in aller wünschenswerten Klarheit und Deutlichkeit auf –, dass seine Schlechtigkeit sich ohnehin nicht verbergen ließe, weil nicht nur die sozialen Augen, sondern auch der Himmel sie sieht. Er denkt an das ewige Feuer und versucht zu beten, worauf eine typische Situation eintritt, die in den religiösen Schemata der Gewissensprüfung ihren festen Platz hat: Die Worte wollen ihm nicht kommen, und zwar deshalb, weil er, wie er diagnostiziert, im Grunde seines Herzens nicht ehrlich ist: »Ich tat so, als wolle ich die Sünde aufgeben, aber [...] tief in mir wusste ich, dass es eine Lüge war – und Er wusste das. Man kann keine Lüge beten.«

Sobald er sich entschließt, den Brief an Frau Watson zu schreiben, fühlt er sich jedoch plötzlich leicht wie eine Feder – ebenfalls eine Standardbeschreibung aus dem Handbuch der religiösen Gewissensprüfung und Bekehrung. Aber dann ändert sich wieder etwas:

»Ich fühlte mich gut und zum ersten Mal in meinem Leben von Sünde reingewaschen, und ich wusste, dass ich jetzt beten konnte. Aber ich machte es nicht gleich, sondern legte den Zettel hin und dachte erst noch mal nach. Ich dachte, [...] dass ich beinahe verloren gewesen wäre und in die Hölle gekommen wäre. [...] Und die ganze Zeit sah ich Jim vor mir, [...] wie wir weitertrieben, redeten, und sangen und lachten. Doch irgendwie fiel mir nichts ein, was mich gegen ihn einnahm, sondern nur im Gegenteil. Ich sah, wie er für sich die Wache zusätzlich zu seiner übernahm, statt mich zu rufen – so dass ich weiterschlafen konnte. Und ich sah, wie glücklich er gewesen war, als ich aus dem Neel zurückkam. [...] Und lauter solche Dinge [...]. Es war ausweglos.«⁹

Und so sagt er sich schließlich nach all den Gewissensprüfungen: »Na gut, dann komm ich eben in die Hölle«, und zerreißt den Zettel. Und sogleich beschließt er, als echter Schelm, jetzt auch konsequent zu sein, wo er ohnehin in die Hölle kommt, und wenn ihm noch Schlimmeres einfallen sollte, dies auch gleich zu machen ...

⁷ Ebd. S. 371.

⁸ Bei einer anderen Gelegenheit spricht er davon, es habe keinen Verstand, und vergleicht es mit einem vernunftlosen bissigen Hund, der hin-

ter einem her ist, ganz egal, ob man gut oder schlecht handelt. Vgl. ebd. S. 536.

⁹ Ebd. S. 516.

IV. Huck: Ein Fall von Irrationalität und Willensschwäche?

Twains Beschreibung wirkt wie eine gezielte Provokation aller rationalistischen Handlungstheorien, denn sie wirft die Frage auf, ob Huck überhaupt moralisch handelt, wenn er Jim bei seiner Flucht unterstützt, oder ob er sich einfach von der Sympathie für Jim überwältigen lässt. Wer handelt, entscheidet sich nach einem verbreiteten Handlungsmodell aus Gründen, deren Gewicht er, falls andere Gründe dagegen sprechen, rational gegen diese abwägt:

»Auf die Frage ›Was soll ich tun?‹ reagiert die rationale Person, indem sie abwägt, welche Handlungsoptionen offen stehen, und welche Gründe für bzw. gegen die einzelnen Handlungsoptionen sprechen.«¹⁰ Huck jedoch interpretiert seine Freundschaft und Sympathie für Jim in dem Moment, in dem ihn die Gewissensbisse überwältigen, gar nicht als einen moralisch relevanten Grund, ihm zu helfen, noch wägt er sie bewusst gegen die Gründe ab, Jim auszuliefern; vielmehr scheint er sie, als er von seiner Mutlosigkeit spricht, als eine Schwäche zu betrachten, die ihn daran hindert, das Richtige zu tun.

In der moralphilosophischen Debatte um *Huckleberry Finn*, die in den Siebziger Jahren begann, tauchte daher die Frage auf, ob es sich bei Hucks Unfähigkeit, Jim den Sklavenjägern auszuliefern, um einen klassischen Fall von Willensschwäche oder Unbeherrschtheit (*Akrasia*) handelt, nämlich ein Tun, von dem der Täter weiß, dass es schlecht ist, und es trotzdem tut.¹¹ Aristoteles nennt als Beispiel eine Person, die aus guten Gründen vorhat, auf Süßigkeiten zu verzichten, angesichts einer Süßigkeit aber gleichwohl von der Begierde übermannt wird.¹² Das Verlangen gewinnt sozusagen hinter dem Rücken ihres Vorsatzes Einfluss auf das Handeln¹³, indem es die Person momentan blind für ihren Vorsatz und die Gründe macht, die gegen ihr Verhalten sprechen. Aus diesem Grund handelt sie auch nicht im vollen (aristotelischen) Sinne freiwillig, nämlich im Bewusstsein dessen, was sie tut, sondern nur noch im defizitären Sinne der Abwesenheit von äußerem Zwang. Ganz ähnlich interpretiert der englische Moralphilosoph Jonathan Bennett Hucks Verhalten im Kapitel 16, als Huck feststellt, dass ihm der Mut fehlt, sein Vorhaben auszuführen. Nach Bennett stellt Hucks Verhalten einen klaren Fall von Willensschwäche dar, da Huck viele Gründe dafür erkennt, Jim auszuliefern, und keinen, ihn zu unterstützen.¹⁴ Denn Huck, so Bennett, nimmt sein Widerstreben, Jim zu verraten, nicht zum Anlass, über seine Handlungsgründe nachzudenken, seine moralischen Überzeugungen zu reformieren, was dazu hätte führen können, dass er Jim aus begründeter moralischer Überzeugung hilft. Huck versäume es jedoch, abzuwägen, was moralisch für und was dagegen spricht, Jim auszuliefern; bloße Gefühle wie Sympathie seien aber keine moralischen Gründe, jedenfalls nicht, wenn sie nicht explizit als Argument erwogen werden.

¹⁰ JULIAN NIDA-RÜMELIN: *Über menschliche Freiheit*. Stuttgart: Reclam 2005. S. 44.

¹¹ Vgl. ARISTOTELES: *Nikomachische Ethik*. 1145b12.

¹² Ebd. 1147a29f.

¹³ Hier folge ich der Interpretation von Ursula Wolf (*Zum Problem der Willensschwäche*.

In: STEFAN GOSEPATH (Hrsg.): *Motive, Gründe, Zwecke. Theorien praktischer Rationalität*. Frankfurt am Main: Fischer 1999. S. 233).

¹⁴ JONATHAN BENNETT: *The Conscience of Huckleberry Finn*. In: *Philosophy*, 49/1974. S. 123 bis 134.

Dass es aus Sicht der Leserin für Hucks Handeln zwingende Gründe gibt, kann an dieser Einschätzung nichts ändern, denn es kommt ja auf die Gründe an, die Huck selbst für sein Handeln hat. Geht man davon aus, dass Rationalität die bewusste Abwägung von Gründen erfordert, dann erscheint sein Verhalten in der Tat als ein Fall von Willensschwäche und Irrationalität.

Nun liegt gegen diese Deutung der Einwand nahe, dass Sympathie durchaus auch einen guten moralischen Grund abgeben kann. Schon David Hume, Adam Smith und Arthur Schopenhauer haben ja bekanntlich ihre Moraltheorie auf diesem Gefühl aufgebaut. Gleichwohl ist es weitgehender Konsens unter heutigen Ethikern, dass das Sympathiegefühl allein keine hinreichende Grundlage moralischer Entscheidungen sein kann, und schon gar nicht, wenn es unreflektiert leitet – es kann uns offenkundig nicht nur zum Guten, sondern auch zu schlechten Entscheidungen führen. Will man Hucks Sympathie für Jim trotzdem als einen ernstzunehmenden moralischen Grund verstehen, dann muss man seiner Sympathie selbst so etwas wie einen impliziten Sinn für das allgemein Richtige zuschreiben. So hat man gegen Bennett eingewandt, dass Huck, wenn er aus Sympathie für Jim handelt, durchaus aus einem moralischen Sinn für das Richtige handle. Carol Freedman bezeichnet dies als eine gefühlte Vorstellung vom Richtigen.¹⁵ Huck nähme Jim als jemanden wahr, mit dem er spricht, singt und lacht; als jemanden, der ihn gern hat und Wache hält, damit er weiterschlafen kann, der ihm dankbar ist und ihn wertschätzt, auf den er sich immer verlassen kann, etc. Wenn man Hucks Sympathie für Jim auf diese Erfahrung bezieht, so Freedman, könnte man sich doch vorstellen, dass sie ihn erkennen lässt, dass niemand ein solches Geschöpf als einen Sklaven behandeln darf.¹⁶

Solche Interpretationen, die sich von Huck quasi zu einer Neuauflage der *moral sense*-Theorie inspirieren lassen, sind typisch für die Zwangslage, in die man gerät, wenn man Huck als eine Person betrachten möchte, die nicht zufälligerweise das moralisch Richtige tut. Entsprechend ist man versucht, Hucks Sympathie für seinen konkreten Freund Jim als eine Art Fühlen einer allgemeinen moralischen Wahrheit umzudeuten. Diese Deutung passt jedoch schlecht zu dem, was Huck über sich selbst mitteilt. Twain führt der Leserin anhand der komischen Gespräche zwischen Huck und Jim immer wieder vor Augen, dass es keinen direkten Übergang von der persönlichen Erfahrung zu einer Kritik der Werte und der Begriffe gibt und dass ein Mensch, der den persönlichen Mut hat, zu seiner Erfahrung und seinen Freunden zu stehen, auch wenn er sich damit in den Augen der Gesellschaft ins Unrecht setzt, dadurch noch nicht zwangsläufig einen Schritt zur geistigen Befreiung von deren Schemata tut.

Wenn Huck unpersönlich denkt, dann denkt er in solchen Klischees. Nichts spricht dafür, dass er Jim deswegen hilft, weil ihn seine Erfahrung mit Jim zu der (gefühlten) Einsicht gebracht hätte, dieser dürfe, weil er ein Wesen mit gewissen erfreulichen menschlichen Eigenschaften ist, auch kein Sklave sein. Huck weiß, was Jim durch den Kopf geht, wenn er ihn etwa in einer bestimmten Haltung erlebt, beispielsweise wenn er den Kopf zwischen die Knie steckt und dabei stöhnt; und das weiß er nicht, weil er Jim einem bestimmten Menschentyp zuordnet oder glaubt, dass schwarze und weiße Menschen gleich sind, sondern weil er seine individuelle

¹⁵ Vgl. CAROL FREEDMAN: *The Morality of Huck Finn*. In: *Philosophy and Literature*, 21/1997/1. S. 103.

¹⁶ Ebd. S. 105.

Geschichte kennt und miterlebt hat, was sie für ihn bedeutet. Er weiß, dass Jim Angst davor hat, in die Fremde verkauft zu werden und seine Familie nie wiederzusehen; er kennt auch seine Wünsche gut und sympathisiert mit ihnen – mit Ausnahme der Situationen, in denen ihn seine Schuldgefühle gegenüber Jims Eigentümerin dazu verleiten, diese Wünsche als kriminelle Wünsche zu klassifizieren.

Die Fähigkeit zur emphatischen Einfühlung, die Huck hier zeigt, ist keine gefühlte Einsicht in allgemeine Wahrheiten. Huck handelt aus Sympathie, und was er tut, entspricht im Ergebnis dem, was Autor und Leser gut und richtig finden, aber daraus folgt nicht, dass Huck aus Einsicht in das Richtige und Gute handelt.

Eher tugendethisch orientierter Moralphilosophen, die Hucks Partei ergriffen, haben gegen das Verdikt der praktischen Irrationalität aber auch eingewandt, dass das Modell der Rationalität als Abwägung von Handlungsgründen bestenfalls einen Teilaspekt von Rationalität abdeckt. Denn der Gedanke, dass jemand einen Grund haben kann, etwas zu tun, auch wenn ihm dieser Grund nicht bewusst ist und daher nicht ausdrücklich in die Abwägung eingeht, ist schwerlich ein unsinniger Gedanke. In ihrem Buch *Unprincipled Virtue* geht Nomy Arpaly im Rückgriff auf eine ganze Reihe von literarischen Figuren von der Frage aus, wie man einen solchen Grund von einem irrationalen Getriebensein durch Affekte unterscheiden könnte. Sie schlägt vor, hier zwischen einem normativen und einem psychologischen Gebrauch von »vernünftig« zu unterscheiden.

Wenn wir ein Handeln im normativen Sinne als »vernünftig« bezeichnen, beziehen wir uns auf die Zweckmäßigkeit des Handelns mit Blick auf die eigenen Anliegen. Zu fragen, ob jemand in diesem normativen Sinne »Grund hat«, etwas zu tun, ist nicht dasselbe, wie zu fragen, ob er an Gesichtspunkte denkt, die für diese Handlung sprechen. Freilich hat die philosophische Tradition seit Platon dazu tendiert, Rationalität als Tätigkeit eines speziellen psychischen Vermögens zu verstehen, die menschliche Seele in einen rationalen und einen irrationalen Teil aufzuspalten. Nach diesem Schema handelt der sich unvernünftig Entscheidende spontan und unüberlegt aufgrund von Gefühlen wie Gier. Der sich vernünftig Entscheidende hingegen analysiert die Lage der Dinge genau und trifft dann eine überlegte und abgewogene Entscheidung. Das taugt jedoch nicht als allgemeine Regel zur Unterscheidung des Rationalen vom Irrationalen (im normativen Sinne). Wenn es um einen Ratschlag geht, wie man wichtige Lebensentscheidungen angehen sollte, kann man niemandem davon abraten, das zu tun, was ihm aufgrund von Überlegung vernünftig erscheint. Daraus folgt jedoch nicht, dass es immer *vernünftiger ist*, das zu tun, was sich einer Person beim Nachdenken als das Vernünftigste darstellt.¹⁷

Arpaly weist darauf hin, dass wir aus unserer eigenen Lebenserfahrung wissen, dass es mitunter vernünftiger sein kann, dem sogenannten Bauchgefühl zu folgen als den Gründen, die man momentan klar und deutlich formulieren kann. Mitunter kann ein bewusst und überlegt gefasster Entschluss sich als Fehler herausstellen mit Blick auf das, was uns besonders am Herzen liegt. Umgekehrt sind Gefühle in dem trivialen (psychologischen) Sinne irrational, dass es sich nicht um begriffliches, argumentatives Denken handelt. Da begriffliches Denken, wenn es von falschen Prämissen ausgeht, jedoch äußerst unvernünftig sein kann (oder irrelevant, wenn es die eigentlich wichtigen Faktoren ausblendet), kann ein gefühlsgeleitetes Verhalten

17 Vgl. hierzu NOMY ARPALY: *Unprincipled Virtue. An Enquiry into Moral Agency*. Oxford: Oxford University Press 2003. S. 36ff.

nicht selten vernünftiger sein als ein »durchdachtes« Handeln.¹⁸ Es kommt daher darauf an, vernünftige Entscheidungen im normativen Sinne – Entscheidungen, die geeignet sind, das zu fördern, was der Person wichtig ist, und die sie auch langfristig bejahen kann – von Entscheidungen zu unterscheiden, die vernünftig in dem Sinne sind, dass sie aus argumentativen Abwägungsprozessen hervorgehen. Es ist möglich, dass ein Beobachter, der die Person, ihre Interessen und Wertvorstellungen gut kennt, zu einem Zeitpunkt mitunter besser beurteilen kann als sie selbst, was für sie vernünftig ist.

Wenn wir als Leser Arpals Aufforderung folgen, in diese Rolle schlüpfen und Hucks Verhalten unter diesem Gesichtspunkt betrachten, dann erscheint das, was er tatsächlich tut, in einem normativen Sinne in der Tat vernünftiger als die Handlungsoption, Jim auszuliefern. Das ergibt sich aus dem, was wir als Leser über Huck wissen. Denn Huck ist keine Person, der viel an sozialem Status liegt. Hingegen liegt ihm sehr viel an seinen persönlichen Beziehungen. Speziell zu Jim hat er eine große Zuneigung entwickelt, er respektiert ihn als Person und als eine Art Vatersersatz und ist ihm dankbar. Wenn man also überlegt, was für Huck wirklich zählt, kommt man schwerlich zu dem Schluss, dass er von einem plötzlichen Mitleidsimpuls zu etwas veranlasst wird, wozu er keinen guten Grund hätte, so wie der Mensch bei Aristoteles, dem seine Gesundheit zwar wichtiger ist als der kurzlebige Reiz des Süßen, der aber gleichwohl von seiner Gier danach überwältigt wird. Aus seinen Gefühlen für Jim, aus seiner Einschätzung dessen, was Jim drohen würde, würde er gefasst, und aus der enormen Wichtigkeit ihrer persönlichen Freundschaft für ihn als gesellschaftlichen Außenseiter ohne Familie ergeben sich starke Gründe für Huck, Jim zu helfen.

Dieses Ergebnis lässt sich mit einer Überlegung von Harry Frankfurt untermauern. Frankfurt hat sich dagegen ausgesprochen, alle Fälle, in denen man sich als unfähig erweist, eine Handlung durchzuführen, die man sich aus guten Gründen vorgenommen hat, undifferenziert als Fälle von Willensschwäche zu betrachten.¹⁹ Nach Frankfurt müssen wir in solchen Fällen zwischen Situationen unterscheiden, in denen jemand *von einem Widerwillen überwältigt* wird, etwas zu tun, was er aus guten Gründen beschlossen hat, und Situationen, in denen *sich jemand nicht dazu bringen kann*, diese Handlung auch durchzuführen. Während im ersten Fall die Fähigkeit zu handeln durch den Widerwillen blockiert wird, geht die Unfähigkeit zu handeln im zweiten Falle darauf zurück, dass man ihn im Grunde billigt, sich also mit dem Widerwillen selbst identifiziert. Die Unüberwindbarkeit des Widerwillens drückt daher in einem solchen Fall nicht Willensschwäche, sondern umgekehrt Willensstärke aus – die Entscheidung, die die Person vorher anscheinend gefasst hatte, erweist sich im Nachhinein, angesichts des Widerstands, *nur als ein sprachlicher oder intellektueller Vorgang*, nicht als eine Willensfindung. In dem literarischen Beispiel, das Frankfurt anführt, geht es um den Widerwillen, den eine sozial hochgestellte und statusbewusste Persönlichkeit spürt, als sie sich in ein intimes Gespräch mit einem Diener begibt, um wichtige Informationen zu erlangen; die vertraulichen Gesten des Dieners empfindet die Person als unerträglich und

18 Vgl. hierzu die Überlegungen von Harry Frankfurt in *Rationality and the Unthinkable*. Cambridge: Cambridge University Press 1988. S. 188.

In: Ders.: *The Importance of What we care about*. 19 Vgl. ebd.

bricht das Gespräch daher ab; nach Frankfurts Deutung aus gutem Grund, denn die Kommunikation hatte sich zu einer Bedrohung des eigenen Ehrgefühls, der eigenen Integrität entwickelt.²⁰

Mit gewissen Einschränkungen ist Frankfurts Unterscheidung auch auf Huck anwendbar. Der narrative Kontext legt der Leserin die Vermutung nahe, dass Hucks Widerwille, Jim auszuliefern, auf seine Gutmütigkeit, seine Zuneigung und seine Dankbarkeit gegenüber Jim zurückgeht; Charaktereigenschaften und Gefühle, die in Verbindung mit seinen persönlichen Erfahrungen seine moralische Identität ausmachen. Sich über die gemeinsame Geschichte auf dem Floß hinwegzusetzen, so könnte man auch in Hucks Fall argumentieren, würde seine moralische Integrität verletzen. Diese Deutung wird durch die schelmische Überlegung gestärkt, die der Autor seinen Helden im Anschluss an die Episode mit den Sklavenjägern anstellen lässt, dass er sich nicht weniger mies gefühlt hätte, hätte er auf sein Gewissen gehört und Jim ausgeliefert.

Gleichwohl konfrontiert uns Twain mit einem viel vertrackteren Problem, als es das literarische Beispiel Frankfurts aufwirft: Interpretiert man Billigung im Sinne von Frankfurts Beispiel, dann scheint sie vorauszusetzen, dass man über ein *Interpretationsschema* verfügt, das dem Widerwillen (dort als Ausdruck von Ehrgefühl gedeutet) Wert und moralische Signifikanz verleiht. Nur weil man den Widerwillen als Symptom eines wertvollen und wichtigen Aspekts der eigenen Identität begreift – des höheren Status gegenüber dem Diener, den man auch als moralische Differenz wahrnimmt –, kann man ihn billigen und nicht als bloße Schwäche empfinden. Bei Huck steht es jedoch anders. Die persönlichen Eigenschaften, auf die die Leserin Hucks Verhalten zurückführt, führt Huck selbst *abwertend* auf seine mangelhafte Sozialisation zurück, wohingegen er sich unter der richtigen Einstellung eine vorstellt, die den Normen und Konventionen seiner Gesellschaft entspricht, aber ihm leider, wie er immer wieder feststellt, nicht liegt. Huck ist aufgrund seiner Sozialisation außerstande, sich seine Freundschaft mit Jim (und seine persönliche Fähigkeit dazu) *als* etwas ethisch Wertvolles, moralisch Relevantes zu denken. Was Huck aufgrund seiner persönlichen Erfahrung liebt und schätzt, kann er im Rahmen seiner durch Erziehung vermittelten Weltanschauung nicht wertschätzen und billigen. Von einer *Billigung* im vollen Sinne kann man daher nicht sprechen. Wenn wir Hucks Situation mit der in Frankfurts Beispiel vergleichen, stellt sich die über Frankfurt hinausgehende Frage, ob jemand auch dann einen *Grund* haben kann, so und so zu handeln, wenn dieser Grund auf der Grundlage dessen, was er für seine Überzeugungen hält, nicht als guter Grund *beschreibbar* ist. So sind wir erneut auf die Frage zurückgeworfen, nach welchem Kriterium ein solcher Grund von der Überwältigung durch einen Affekt unterscheidbar wäre?

Nun ist das Bewusstsein der Figur Huck aufgrund der eingangs erwähnten epistemischen Komplexität des Romans nicht auf die Begrifflichkeit reduzierbar, mit der er in seiner Doppelrolle als Handlungssubjekt und Erzähler seine moralische Lage beurteilt. Die schwarze Ironie der Szene des Gewissenskonflikts besteht ja gerade darin, dass man die Stimme des *Gewissens*, die Huck vor Augen führt, was er gerade im Begriff ist zu tun, und die ihm gebietet, Jim auszuliefern, aus der Sicht der Leserin nicht wirklich als *Hucks* Stimme verstehen kann. Sie kann sie nur als internalisierte Stimme *anderer* Personen deuten, welche die Stelle besetzt, an der der traditionelle Christ die Fähigkeit vermutet, im Sinne Gottes zwischen gut und böse

zu unterscheiden, und der Kantianer moralische Autonomie. Die Informationen, die ihr der Roman über Huck vermittelt, lassen darauf schließen, dass Huck sein normatives Bewusstsein auf dem Wege einer späten und rein autoritären Unterweisung erworben hat, und die Gewissenskonflikte machen deutlich, dass es nicht mit seinen eigenen Erfahrungen, Gefühlen und Wünschen vermittelt ist. Für die Weise, wie Huck seine Mitmenschen wahrnimmt und auf sie reagiert, spielt es gewöhnlich gar keine Rolle. Als sich die Stimme des Gewissens dann plötzlich meldet, erscheint dies wie ein Überfall durch etwas seiner Persönlichkeit Fremdes. Man könnte mit Blick auf die Episode mit den Sklavenjägern im 16. Kapitel genauso gut sagen, dass Huck sich von der Stimme des Gewissens (einige Minuten) abhalten lässt, seinem Willen (seiner Sympathie) zu folgen, wie umgekehrt, dass ihn die Sympathie davon abhält, seinem Willen (dem, was sein Gewissen sagt) zu folgen.

Hucks Bewusstsein stellt sich der Leserin also eher als ein Prozess dar, in dem sich zunächst verschiedene Einflüsse ablösen und aufeinanderprallen, bis Huck sich im 31. Kapitel nach seinen eigenen Worten endgültig *für* Jim und damit *gegen* den Wunsch entscheidet, das (nach seinem Verständnis) moralisch Richtige zu tun und ein guter Mensch zu sein. Hier beschreibt Huck also nicht nur, wie sich ein Teil seiner Persönlichkeit gegen einen anderen – die Stimme seines Gewissens – durchsetzt; der Prozess wird von einer Reflexion begleitet, nämlich der Überlegung, was eine Entscheidung gegen das Gewissen in letzter Konsequenz für ihn bedeutet, nämlich in die Hölle zu kommen. Indem Huck diese Konsequenz akzeptiert, übernimmt er Verantwortung für die Entscheidung. Auch wenn es ihm nie in den Sinn kommt, den Wert der ihm anerzogenen Werte zu kritisch zu befragen und sich somit sein eigenes Wertesystem intellektuell anzueignen, können wir Hucks Krisen durchaus als Stadien einer Bildungsgeschichte verstehen, in der er sich allmählich bewusst wird, welchen Willen er eigentlich haben will.

Das Modell der bewussten Wahl unter Handlungsoptionen ist gut auf Entscheidungen von der Art anwendbar, ob man Kabeljau oder Seelachs kaufen, am Wochenende lieber in den Wintersport fahren oder endlich mal den Dachboden aufräumen möchte. Komplexe und konfliktreiche Entscheidungen wie die Hucks sind aber nicht mit einer *einmaligen* bewussten Abwägung des Für und Wider von Gründen und einer daraus hervorgehenden Entscheidung abgetan. Einerseits umfassen sie längere Zeiträume, andererseits sind sie oft mit neuen Einsichten verbunden, die erst im Laufe einer längeren emotionalen Auseinandersetzung mit der Situation deutlich werden und als Gründe in Entscheidungsprozesse eingehen können. Wenn sich Herr Schimmelpennig mit der Überlegung quält, ob er sich nicht scheiden lassen sollte, weil seine Ehe an einem Tiefpunkt angekommen ist, oder sich aus Rücksicht auf die Kinder mit der trübsinnigen Lage abfinden sollte, stehen ihm die Gründe, die schließlich den Ausschlag geben, nicht unbedingt klar und deutlich vor Augen – allein schon deswegen, weil die persönlichen Beziehungen ständig im Wandel und selten ganz transparent sind. Es ist oft der Natur der Sache geschuldet, dass man erst im Verlaufe eines längeren und unter Umständen schmerzhaften Prozesses, der nicht nur gedankliche, sondern auch emotionale Arbeit erfordert, herausfindet, was für einen zählt oder was einen daran hindert, das zu tun, was einem wirklich am Herzen liegt. Was einer Person, die sich gerade entschlossen hat, ihr Leben zu ändern, als Grund erscheint, zählte vielleicht gar nicht als Grund im Kontext des Gefüges von Meinungen, Wünschen und Werten, die

das frühere Bewusstsein ausmachten.²¹ Und was im Lichte der Wertauffassungen, die man zu einem bestimmten Zeitpunkt als die eigenen versteht, irrational wirkt, kann später durchaus rational erscheinen.

Da solche Prozesse längere Zeiträume in Anspruch nehmen oder zumindest einen Wechsel von persönlichen Einstellungen involvieren, können sie jedoch nur aus einer *narrativen Perspektive*, wie sie Twain seinen Lesern bietet, rational nachvollziehbar werden. Die Frage, wie Hucks Verhalten angemessen zu beschreiben wäre – ob er hier irrationalerweise die Handlung unterlässt, die ihm richtig erscheint, oder das tut, was er selbst tun will –, lässt sich überhaupt erst im Gesamtzusammenhang der Erzählung beantworten.

Wenn man Hucks Reise nicht nur als eine Aufeinanderfolge von Episoden, sondern als eine Bildungsgeschichte betrachtet, dann bieten sich jeweils andere Handlungsdeutungen, und damit auch Handlungen an, je nachdem, welche Handlungseinheiten man aus dem Kontext herausschneidet und welchem (Stand des) Bewusstsein(s) man sie zuordnet. Schneidet man als erstes, wie oben, den Prozess heraus, der mit Hucks Gewissensbissen beginnt und bei Hucks Feststellung endet, dass er nicht den Mut hat, Jim zu verraten, dann liegt es nahe, diese »Handlung« oder Unterlassung als irrational und als Fall von Willensschwäche zu betrachten. Nimmt man als zweites die nächste Episode hinzu, mit der Lügengeschichte, mit der er die Sklavenjäger virtuos um den Finger wickelt, dann ist der Begriff Willensschwäche oder Unbeherrschtheit schon nicht mehr auf sein gezieltes und planmäßiges Verhalten anwendbar. Fügt man drittens die Reflexion hinzu, die er unmittelbar anstellt, nachdem die Gefahr abgewendet ist, und ihn wieder Gewissensbisse überkommen, dann wird deutlich, dass er durchaus einen guten Grund hatte, Jim nicht auszuliefern – nur wird ihm dies erst später klar. Huck reflektiert nämlich schon damals, dass er sich genauso elend fühlen würde, wenn er Jim ausgeliefert hätte, als er sich fühlt, nachdem er dies nicht getan hat. Und da er lieber Jim unterstützt, als ihn auszuliefern, folgt daraus, dass es bei gleichermaßen nachteiligen Folgen beider Handlungsoptionen für seinen Seelenzustand in der Tat das Beste war, Jim nicht auszuliefern. Die Gründe, die Huck hier erwägt, stützen sich nicht auf moralische Prinzipien, aber es sind zweifellos rationale Gründe – Gründe, die sein Interesse an seinem Wohlergehen und an dem Wohlergehen Jims betreffen.

V. Huck: Moralische Fahrlässigkeit oder Autonomie?

Twain lässt Huck einen hohen Preis für seinen Entschluss zahlen, Jim zu befreien und nicht mehr auf die Stimme seines Gewissens zu hören: Um einen einheitlichen Willen auszubilden, muss er sich selbst versprechen, den Wunsch aufzugeben, ein guter Mensch zu sein. Im Rahmen der konventionellen Moral seiner Zeit ist es ihm nicht möglich, seine Motive als *gute* Gründe zu artikulieren – also artikuliert er sie als schlechte.

Jonathan Bennett diagnostiziert bei Huck daher ein »grundlegendes Problem«, das in der mangelnden Fähigkeit oder Bereitschaft besteht, sich auf abstrakte intellektuelle Überlegungen einzulassen. Wer wie Huck darauf verzichte, verzichte jedoch letztlich darauf, sein Handeln moralisch zu steuern.

²¹ Vgl. hierzu auch DONALD DAVIDSON: *Paradoxien der Irrationalität*. In: GOSEPATH: A. a. O. (siehe Anm. 13). S. 231.

Obgleich Bennett die schelmische Ironie des Romans durchaus nicht entgeht, weigert er sich hier, sich auf die pessimistische Diagnose der realen menschlichen Einsichts- und Steuerungsfähigkeiten einzulassen, die mit dem Genre des Schelmenromans verbunden ist. Die implizit optimistische Sicht menschlicher Selbstbestimmung durch Vernunft, die Bennetts Beurteilung Hucks prägt, unterstellt, dass die einzelne Person als selbstbewusstes Vernunftwesen durch kritisches Nachdenken Erfahrung und Denken in Einklang bringen und somit zumindest eine subjektiv verlässliche Einsicht in das Gute und Richtige erreichen kann. Mit anderen Worten: Er setzt zwar keine moralische Autonomie im starken kantischen Sinne, aber *epistemische Autonomie* voraus, nämlich die Fähigkeit, im Prinzip alle gegebenen Vorstellungen und Annahmen im Lichte der eigenen Erfahrung kritisch zu befragen und so *Kontrolle über ihren Inhalt* auszuüben (Locke). Huck stellt die heteronomen Inhalte seiner Moral jedoch nie in Frage – ebenso wenig wie die Erwachsenen.

Auf welche Grundlagen hätte er sich hier auch stützen können? Stellen wir uns einmal vor, Huck hätte sein moralisches Problem mit den Maßstäben der utilitaristischen und der deontologischen Ethik überprüft.²² Um nach utilitaristischem Maßstab abzuwägen, wie viel Glück und wie viel Unglück durch die Flucht Jims produziert würde, müsste er zunächst die Freude Jims und potentiell auch seiner Familienangehörigen gegen den Ärger ihrer Besitzer aufwiegen, gegen den Stress und Arbeitsausfall derjenigen, die aufwendige Suchaktionen gestartet haben, gegen sekundäre Folgeschäden wie das Misstrauen, das den anderen Sklaven des Ortes aufgrund der erfolgreichen Flucht Jims entgegengebracht werden würde, ihrer strengeren Überwachung und dadurch verminderten Lebensqualität, etc. Wäre ein Huck, der seine Entscheidung aufgrund einer solchen Abwägung epistemisch gar nicht abschätzbarer Folgen getroffen hätte, autonomer als Twains Huck? Hätte andererseits Kant hier weiterhelfen können? Auch die Bereitschaft, die eigene *Maxime* mit Blick auf ihre Eignung als allgemeines Naturgesetz zu prüfen, führt jedoch noch nicht zu einer rein vernunftbegründeten moralischen Einschätzung, weil sie sich selbst auf ein von den Formeln des kategorischen Imperativs unabhängiges, sozial vermitteltes Wissen von dem moralischen Wert oder Unwert von Handlungstypen stützen muss. Auch in den Beispielen Kants kennen die Handelnden die moralischen Merkmale der von ihnen erwogenen Handlungen schon, bevor sie eine allgemeine *Maxime* formulieren, um festzustellen, ob sie (in Ausnahmefällen) erlaubt oder kategorisch verboten ist.²³ Die Regeln, an denen sich die Aufmerksamkeit orientiert, um einzuschätzen, was an einer Situation moralisch fragwürdig ist, werden gewöhnlich in der Kindheit erworben als Teil der Sozialisation und liefern den praktischen Rahmen des Handelns. Wenn sie gut internalisiert sind, machen sie den Handelnden auf moralische Gefahren aufmerksam.²⁴ Entsprechend macht Hucks Gewissen ihn auf die moralische Gefahr der Beihilfe zum Diebstahl aufmerksam und nicht etwa auf die moralische Fragwürdigkeit der Sklaverei, die im Kontext seiner Gesellschaft unangefochtene Normalität ist. Auch wenn ihm die Formulierung des kategorischen Imperativs bekannt gewesen wäre,

²² Das wäre, mit Blick auf Hucks Biographie, natürlich nicht sehr plausibel gewesen; tatsächlich bringt Twain jedoch eine vergleichbare, wenn auch ästhetische Perspektive ironisch ins Spiel – er kontrastiert Huck mit einem bürgerlichen Spielgefährten, Tom, der das Leben hauptsächlich als Gelegenheit betrachtet, fiktive Gesichtspunkte

und Handlungsschemata aus Büchern zu realisieren, was zu aberwitzigen Szenarien führt.

²³ Vgl. hierzu die Überlegungen Barbara Hermans zur moralischen Urteilskraft: *The Practice of Moral Judgment*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1993. S. 75.

²⁴ Ebd. S. 78.

derzufolge es kategorisch verboten ist, einen Menschen nur als Mittel zu behandeln, hätte ihm das nicht zwingend weitergeholfen, denn aus der Formel allein folgt ja noch nicht, was es heißt, jemanden nur als Mittel zu behandeln, und genau welche Handlungen und Situationen dadurch kategorisch verboten sind. Ist dies schon bei einer Dienstleistung der Fall? Im Falle eines gewalttätigen Missbrauchs? Verbietet es die Sklaverei ganz generell? Oder ist die Regel erst verletzt, wenn man jemanden zwingt, den Teufel anzubeten und somit seine unsterbliche Seele missachtet?

Bennetts Bewertung ist typisch für eine Tradition der Moralphilosophie, die von den sozialen und kulturellen Voraussetzungen von Autonomie abstrahiert und dadurch den Anschein erweckt, epistemische Autonomie wäre prinzipiell in jeder Situation möglich, wenn man nur seine Erfahrung ernst nimmt und genügend *denkt*. Die Dialoge und Selbstreflexionen in *Huckleberry Finn* parodieren diese Tradition, so wie der Schelmenroman als Genre überhaupt moralische Idealisierungen parodiert. Andererseits führt uns Huck vor, wie unter den ungünstigen kulturellen Bedingungen einer rassistischen Moral gleichwohl andere *Erfahrungen* möglich sind und wie solche Erfahrungen zu einem gewissen Grad an moralischer Eigenständigkeit führen können, auch wenn epistemische Autonomie keine realistische Möglichkeit darstellt. Dass Huck nicht dazu gelangt, die Sklaverei als solche in Frage zu stellen, liegt nicht an mangelnder Bereitschaft zum Nachdenken – diese Bereitschaft zeigt oder parodiert er ja durchaus. Eine entsprechende Normenkritik, eine Umwertung der Werte würde jedoch eine normative Perspektive voraussetzen, die nicht schon durch bloßes Durchdenken der eigenen Erfahrungen im Lichte gegebener Normen und eigener Interessen entsteht. Sie erfordert intellektuelle Distanz zu den Normen und Selbstverständlichkeiten der eigenen Gesellschaft und einen weiteren Werthorizont, über den der Held oder Antiheld eines pikaresken Romans nicht verfügt.

Da Huck über keine intellektuelle Alternative zur konventionellen Moral verfügt, fragt er sich, ob es überhaupt Sinn hat, sich der Moral zu unterwerfen (oder dem, was ihm wie seinen Mitbürgern als Moral erscheint). Und das verneint er. Er entscheidet sich also nicht, wie Bennett annimmt, gegen eine moralische Selbststeuerung, sondern gegen die Fremdbestimmung durch eine konventionelle rassistische Moral, die ihm das Leben nicht leichter, sondern schwerer macht; und dafür, sich nur noch an dem zu orientieren, was ihm seine persönliche Erfahrung und seine Freundschaften nahelegen.

Wenn man Huck ein moralisches Verdienst zuschreiben kann, dann liegt es in seiner moralischen Risikobereitschaft. Zwar zeigt das Beispiel – schließlich geht es um Sklaverei –, dass Hucks Widerwillen sich gegen ein objektives und nicht nur persönliches moralisches Übel richtet. Gleichwohl kann er es in seiner Situation nicht als objektives Übel erkennen. Er trifft die Entscheidung allein für sich, *ohne* sich der Allgemeinheit seiner Gründe bewusstzusein. Dass er mit der Entscheidung richtig liegt, ist daher nicht nur, aber doch zum Teil, moralisch zufällig. Wenn man aus ihm mehr als einen Schelm machen möchte, kann man aber vielleicht daran ansetzen, dass Huck uns hier eine *notwendige* (freilich bei weitem nicht *hinreichende*) Bedingung von moralischer Autonomie vor Augen führt: In *wirklichen Lebenssituationen* kann es auch einmal nötig sein, sich zu weigern, auf Argumente zu hören, auch wenn man *nicht begründen kann*, was an ihren Prämissen falsch ist. Es kommt natürlich darauf an, *warum* man sich weigert, auf Argumente zu hören – ob man das eigene Wunschdenken oder andere Interessen verteidigt oder ob man sich, wie

Huck, auf moralische Erfahrung stützt, auf ein persönliches Wissen über die von dem eigenen Tun und Lassen Betroffenen. In seinem Fall war es gewiss vernünftiger, unvernünftig zu sein.

VI. Wie ist Hucks Verhalten moralisch zu bewerten?

Die Frage lautet also: Kann ein durch Sympathie motiviertes Verhalten wie das von Huck – was Bennett in Anlehnung an Kant bestreiten würde – von moralischem Wert sein? Ein Beispiel aus Twains Autobiographie könnte hier einen Hinweis liefern:

Bei der Darstellung seiner Kindheit berichtet Twain auch von Sandy, einem kleinen Sklavenjungen, den seine Eltern irgendwoher ausgeliehen hatten. Er stammte von der Ostküste Marylands, war also von seiner Familie und allen Freunden getrennt und über den halben amerikanischen Kontinent gebracht und verkauft worden. Dieser Junge machte den ganzen Tag Krach, was dem jungen Twain furchtbar auf die Nerven ging – wenn er nicht gerade sang, pfiiff, kreischte und lachte er unaufhörlich. Twain berichtet, wie er eines Tags das laute Gesänge nicht mehr ertragen konnte und wütend seine Mutter aufforderte, den Jungen endlich zum Schweigen zu bringen. Er berichtet ihre Reaktion folgendermaßen:

»Die Tränen stiegen ihr in die Augen, ihre Lippen zitterten, und sie sagte ungefähr Folgendes: ›Armer Kerl, wenn er singt, erinnert er sich nicht, und das ist mir ein Trost. Wenn er still ist, fürchte ich immer, er denkt, und das kann ich nicht ertragen. Er wird seine Mutter nie wiedersehen. Wenn er singen kann, darf ich ihn nicht daran hindern, sondern muss dankbar dafür sein. Wenn du älter wärest, würdest du mich verstehen; dann würde dich der Lärm dieses einsamen Kindes froh machen.«²⁵

Hier prallen zwei verschiedene Wahrnehmungen aufeinander: Während der junge Twain Sandy vor allem als eine Quelle von lästigem Lärm wahrnimmt, als Ursache von etwas *ihn* Störendem, das er abstellen will, nimmt seine Mutter denselben Lärm mitfühlend als Ausdruck und Symptom seiner persönlichen Leidensgeschichte wahr. Hier handelt es sich nicht um eine intuitive Erfassung allgemeiner moralischer Wahrheiten, sondern um die Fähigkeit, die jeweiligen Gegebenheiten aus einer *nicht-egozentrischen* Perspektive zu erfassen: die Fähigkeit, das Verhalten anderer nicht nur unter dem Gesichtspunkt wahrzunehmen, ob es einem selbst angenehm oder unangenehm, förderlich oder lästig ist, sondern wohlwollend mit Blick auf ihre individuelle Persönlichkeit, ihre Situation und Leidensgeschichte.

Aus einer solchen sympathischen Anteilnahme an der Situation anderer, wie sie auch für David Hume und Adam Smith die Grundlage der Moral bildet, ergibt sich gewiss kein moralisches Urteil von allgemeinem Geltungsanspruch, wie es seit dem späten 18. Jahrhundert die kantische und später auch die utilitaristische Ethik beansprucht haben. Gleichwohl handelt es sich hier um eine moralische Fähigkeit, ein moralisches Können, das nicht durch die intellektuelle Erfassung allgemeiner moralischer Gründe des Handelns ersetzbar ist – etwa durch den normenorientierten Gedankengang, man sei anderen Menschen gegenüber zur Toleranz verpflichtet

²⁵ Hier wiedergegeben nach der Übersetzung von Andreas Nohl in seinem Nachwort zu TWAIN: A. a. O. (siehe Anm. 4), S. 676.

und dürfe ihnen daher das Singen nicht verbieten. Jemand, der bereit ist, in seinem Handeln allgemeinen Pflichten gerecht zu werden, aber außerstande wäre wahrzunehmen, was die Situationen, in die er gerät, eigentlich für andere Menschen bedeuten, würde, uns im Alltagsleben moralisch defizient erscheinen. Stellen wir uns einen Huck vor – sagen wir Huck₂ –, den trotz des intimen gemeinsamen Zusammenlebens keinerlei Sympathie mit Jim verbindet, der aber auf dem Floß reichlich Zeit hat, über seine bisherigen Erfahrungen mit den menschlichen Rassen und über die Prinzipien der Moral nachzudenken und dabei zu dem Schluss gelangt, dass es ein Irrtum ist, von der Hautfarbe auf Qualitäten zu schließen, die es rechtfertigen könnten, Dunkelhäutige als Sklaven zu behandeln. Aufgrund der Einsicht in das moralische Unrecht der üblichen Praxis beschließt Huck₂, das moralisch Richtige zu tun und Jim zur Flucht zu verhelfen. Jims überschwängliche Freundschaftsbeteuerungen kontert er mit dem Hinweis, dass er ihm nichts zu danken habe, weil er es ja nicht ihm zuliebe tue, sondern weil er erkannt habe, dass Sklaverei ein Unrecht ist. Würde Huck₂ der Leserin als der bessere Huck, sein Verhalten als das eigentlich moralisch wertvolle erscheinen? Er wäre gewiss sowohl mit Blick auf seine intellektuellen Fähigkeiten und seinen Mut, sich einer üblichen Praxis zu widersetzen und die Empörung seiner Mitbürger zu riskieren, *bewundernswert*. Gleichwohl: Würde ihm nicht andererseits das fehlen, das Hucks Verhalten ethisch wertvoll erscheinen lässt: dass er um eines anderen willen, nämlich für Jim handelt, und *nicht um einer unpersönlichen Pflicht Genüge zu tun?*²⁶ Einem rein durch die rationale Erkenntnis der moralischen Prinzipien und daraus folgenden Pflichten motivierten Verhalten würde etwas fehlen, worauf es im zwischenmenschlichen Kontakt entscheidend ankommt – die persönliche Anteilnahme.

Wenn Twains Erzählung uns nahelegt, der mitfühlenden Wahrnehmung eine moralische Qualität und Bedeutung zuzugestehen, die nicht auf eine moralische Beurteilung auf der Grundlage unpersönlicher moralischer Normen und Gesichtspunkte reduzierbar ist, müssen wir daraus weder schließen, unpersönliche allgemeine Gesichtspunkte seien moralisch irrelevant, noch unterstellen, es handle sich bei der persönlichen und der unpersönlichen Betrachtung um einander wirklich ausschließende Perspektiven (oder dergleichen Annahmen dem Autor unterstellen). Es sieht so aus, als könnte man beide unabhängig voneinander einnehmen; gleichwohl zeigt die Erfahrung, dass sie sich im wirklichen Leben auch verbinden und wechselseitig befördern können. Wenn man es für seine Pflicht hält, anderen gegenüber aufmerksam zu sein, dann kann dies (sicher ist es nicht) bei günstigen psychologischen und kognitiven Voraussetzungen auch die Bereitschaft und Fähigkeit zur Wahrnehmung ihrer Lebenslagen fördern, und umgekehrt kann das Nachdenken über die Notlagen von Individuen, mit denen man sympathisiert, dazu führen, ihre Lage auch unter allgemeinen unpersönlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Ein Beispiel dafür, wie eine rein persönliche, durch Mitgefühl motivierte Motivation nach und nach in eine zunehmend unpersönliche übergehen kann, bietet die reale historische Person Oskar Schindler, der während des Zweiten Weltkriegs sehr vielen Juden das Leben rettete.²⁷ Er begann damit jedoch nicht aufgrund un-

²⁶ Der Fall Huck₂ lehnt sich an ein Gedankenexperiment von Michael Stocker. Vgl. MICHAEL STOCKER: *Die Schizophrenie moderner ethischer Theorien*. In: KLAUS P. RIPPE (Hrsg.): *Tugendethik*. Stuttgart: Reclam 1998. S. 29.

²⁷ Dieses Beispiel entlehne ich von LAWRENCE A. BLUM: *Moral Perception and Particularity*. Cambridge: Cambridge University Press 1994. S. 85.

persönlicher moralischer Überlegungen, sondern indem er die Juden schützte, die in seiner polnischen Fabrik arbeiteten, und dann nach und nach sein Blickfeld auf die Situation der Juden in Polen überhaupt erweiterte. Gegen Ende des Krieges bemühte er sich auch um Juden, die er nicht persönlich kannte. Was ihn von seinen Mitbürgern unterschied, war die Bereitschaft nicht wegzuschauen und sich davon angesprochen zu fühlen, was seinen Mitarbeitern, Bekannten und Freunden drohte.

Wenn ich die sympathetische Wahrnehmung von fiktiven und realen Personen wie *Huckleberry Finn*, Twains Mutter und Oskar Schindler als eine moralische bezeichne, ist dies natürlich nicht mit der Behauptung verbunden, dass sie unfehlbar sei, oder dass es stets in einem umfassenderen Sinne moralisch richtig und gut sei, einer solchen Sympathie entsprechend zu handeln. Die mitfühlende Wahrnehmung kann einen auch dazu verleiten, Entscheidungen zu treffen, die unter anderen Gesichtspunkten moralisch falsch sind. Das macht jedoch nicht die mitfühlende Wahrnehmung moralisch wertlos, sondern zeigt nur, dass sie nicht die einzige moralische Perspektive abgibt und dass es mitunter guten Grund geben kann, sich nicht an ihr zu orientieren.

Dr. phil. MARIA-SIBYLLA LOTTER ist Professorin für Ethik und Ästhetik mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie der Neuzeit an der Ruhr-Universität Bochum.